DSFo.de
Deutsches Schriftstellerforum

Autobio 1

4

Ich habe Freunde. Viele Freunde. Es fühlt sich an, als wäre ich ein beliebtes Kind. Aber das kann auch Strategie von den Jungs sein. Vielleicht fühlen die sich größer, wenn sie mit einem Monster durch die Gegend ziehen. Das bringt massig Glanz. Oder ich bin ein Maskottchen, das man sich hält, um wichtig damit tun zu können. Wie ein Liliputaner im Zirkus. Ein Cliquenclown, über den man hinter der Hand überlegen schmunzeln kann, und der als Reserve dient, wenn mal kein anderer Spielkamerad verfügbar ist.

Meine Mutter macht weiter auf Normalleben und sagt, ich sei ein hübscher Junge. Ich nehme ihr das nicht ab. Es gibt ja noch das Spiegelbild. Sagt, dass ich in der Zukunft all das bringen soll, was der Vater nicht leisten kann. Bei den Eltern geht es ständig um Beförderungen. Nur Beamter, also besser als Angestellter, aber trotzdem weniger als Akademiker, das reicht ja nicht. Es muss ja ein hoher Beamter werden. Ein Höherer oder Gehobener. Schicksal des Beamten scheint zu sein, ständig irgendwelchen Beförderungen hinterherzulaufen. Amtmann, Inspektor, sonst was. Wer das nicht bringt, ist Versager. In den ewigen Trauerreden meine Mutter geht es fast immer um nicht erfolgte Beförderungen, Prüfungen und Krankheiten. Jeden Tag kommt das aufs Tapet. Es geht um einen Chef, der sagt, egal welche Note Sie in der Prüfung kriegen, die Beförderung können Sie sowieso vergessen. Es geht um das Zerreiben von Menschen, um Medikamente, die den Menschen, der oft wochenlang im Bett liegt, aufhelfen sollen. Die ihn aber auch zum Pfeifen bringen. Was ihn wieder mütterlicher Lächerlichkeit aussetzt. Weil er vorn morgens bis abends stumpfsinnig herumpfeift. Keine Melodien, sondern tschiup, tschiup, tschiupup. Wie eine Meise im Frühling. Nur traurig. Die Geschichte von Einem, der sich die Welt zurecht- pfeift und schonpfeift, und doch immer wieder scheitern muss. Der alle bösen Gedanken an den öden Job wegträllert. Manchmal im Sommer auf dem Liegestuhl liegt, die Mundwinkel zeigen dabei tieftraurig nach unten. Schon spitzt sich der Mund zum ewigen Tschiup, doch nach ein paar Sekunden fällt das Gesicht wieder ab ins Dunkle. Bis zum nächsten Tschiup. Ich beobachte das eher zufällig als verstohlen, und verstehe nicht, dass Mutter mir heimlich einen Vogel zeigt. Soll wohl heißen, dass der Vater nicht mehr alle Tassen im Schrank hat. Aber das könnte man über sie selbst genau so gut sagen. Ich sag's ihr aber nicht, sonst krieg ich gleich wieder eine geschossen. Mit ihren ewigen, mit vaginalem Auflachen gewürzten Esstischgeschichten von irgendwelchen Geistlichen und Ärzten, die ihr offenbar zufällig über den Weg laufen, doch deren Nähe sie auch sucht. Der Kleriker fasziniert, weil er nicht darf, aber sicherlich gern wollte. Vor allem bei so einer Hübschen wie Mutter. Und der Mediziner, der fasziniert als Akademiker, Machtträger, Playboy und Porschefahrer. Willst du mich heiraten, soll er die Mutter einmal gefragt haben, lange bevor sie Vater kennen gelernt, und er die Frieda genommen hat. Vater muss sich diese Scheiße täglich anhören. Bald wirken die Medikamente schon nicht mehr. Er versinkt wieder im Bett. Der Doktor verordnet Anderes. Der Vater pfeift nun nicht mehr. Jetzt brummt er wie eine Tuba.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de